Nr. 184. 20. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich M. 1,20, vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus.
Einzelne Nummer 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 ₰
Verantwortlicher Redakteur: Gustav Waberskly in Hamburg.

Freitag, den 10. August 1906.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰ für den Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abends), in den Filialen (bis 4 Uhr Nachmittags), sowie in sämtlichen Annoncen-Bureaux.
Redaktion und Expedition: Fehlandstraße 11 in Hamburg.

Filialen: Süd-St. Pauli bei Carl Lementzow, Seilerstr. 27, pt. l. Nord-St. Pauli, Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Margarethenstr. 72, Eimsbüttel. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51, Eppendorf. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Bachstr. 12, Barmbeck. St. Georg, Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn und Schiffbeck bei Carl Ortel, Baustr. 26, Borgfelde. Hammerbrook, Rotenburgsort, Billwärder und Veddel bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33, Hammerbrook. Eilbeck, Wandsbeck und Hinschenfelde bei Franz Krüger, Sternstr. 36, Wandsbeck. Altona bei Friedrich Ludwig, Bürgerstr. 118, Altona. Ottensen, Bahrenfeld bei Johannes Heine, Bahrenfelderstr. 140, Ottensen.

Arbeiter! Gedenkt der für ihr Koalitionsrecht kämpfenden Lithographen und Steindrucker!

Hierzu eine Beilage.

Die Volksfeinde.

Den Reichstagswahlen von 1908 — falls nicht durch irgend eine „Plötzlichkeit“ der gegenwärtige Reichstag vorher verschwindet — wird von Seite der bürgerlichen Parteien offenbar eine ganz besondere Bedeutung beigelegt. So früh wie diesmal sind diese noch niemals an die Vorarbeiten gegangen. Eifrigst wird für einen allgemeinen Zusammenschluß gegen die Sozialdemokratie gearbeitet und der famose Reichsverband hat sich schon eine Reihe von Wahlkreisen ausgesucht, die er durch seine Minierarbeit der Sozialdemokratie glaubt entreißen zu können. Wenn auch einzelne neunmalweise Preßlakaien der herrschenden Klassen von einem angeblichen Rückgang den Sozialdemokratie faseln, so zeigt doch das ganze Treiben der bürgerlichen Parteien, daß sie von den nächsten Wahlen einen ganz außerordentlichen Erfolg der Sozialdemokratie befürchten. Der Brotwuchermehrheit schlägt das schlechte Gewissen und die Steuerquellenfinder erkennen mit Schrecken, daß die Wähler die neuen Lasten denn doch nicht schafsgeduldig hinnehmen, wie man wiederum hoffen zu können geglaubt hat. Ein nationalliberaler Reichstagskandidat plaudert aus über die katzenjämmerliche Stimmung, die sich seiner und seiner Parteigenossen bemächtigt hat. Er meint, die nationalliberalen Abgeordneten hätten für sich und ihre Parteigenossen den Vorwurf der Volksfeindlichkeit auf sich geladen. Diese „Mannesseele“ hat unbewußt den bedrückten Massen ein Stichwort gegeben, das sich gegen Zentrum, Nationalliberale und Konservative, gegen Junker, Pfaffen und Bourgeois richtet! Den Nationalliberalen ist die Furcht vor dem bei den Wahlen in Aussicht stehenden Volksgericht so heftig in die Glieder gefahren, daß sie sich kaum mehr so doppelzüngig und dreist wie sonst gegen den Vorwurf der Volksfeindlichkeit zu verteidigen und ihren alten Phrasenschatz hervorzuholen wagen. Pfaffen und Junker werden mit den alten demagogischen Kunststücken operieren. Wie weit diese bei dem Landproletariat und den katholischen Arbeitern diesmal noch verfangen werden, steht dahin; viel Vertrauen scheinen die Herren Demagogen geistlichen und weltlichen Standes selbst nicht mehr darein zu setzen, da die Anklagen gegen die Steuerschröpf- und Brotwuchermehrheit nachgerade von allen Seiten in Masse erhoben werden.

Die Verzweiflung an einem erfolgreichen Kampfe gegen die Sozialdemokratie hat den bürgerlichen Parteien den grandiosen Gedanken eingeflößt, früher aufstehen zu wollen als wir. Sie wollen unterminieren, überraschen, überrumpeln. Wir sind in der angenehmen Lage, ihnen in aller Ruhe sagen zu können, daß sie damit auch keine sonderlichen Erfolge erreichen werden. Die Sozialdemokratie bei einem Wahlkampfe zu überrumpeln ist ein Kunststück, das heute niemand mehr fertig bringen wird. Zugegeben, daß Bismarck bei den „Angstwahlen“ von 1887 eine Ueberrumpelung eines Teiles der Wähler fertig gebracht hat. Aber auch damals verringerten sich nur die Mandate der Sozialdemokratie; die für dieselbe abgegebenen Stimmen stiegen um mehr als 200 000. Der plumpe Kniff Bismarcks ließ sich auch nicht wiederholen und die Nationalliberalen, denen die „Angstwahlen“ von 1887 zu ihrem eigenen Erstaunen 99 Mandate gebracht hatten, behielten 1890 nur 42 davon.

Bei Wahlkämpfen ist schlecht etwas vorhersagen, namentlich im einzelnen Falle. Aber wenn man den „Zug der Zeit“ überblickt, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die nächsten Wahlen eine furchtbare Niederlage der Volksfeinde bringen werden. Alle die Reaktionäre der verschiedensten Schattierungen, Brotwucherer, Steuerschröpfer, Wahlrechtsräuber, Kolonial- und Flottenfexe, Hurrapatrioten, Scharfmacher, Ausbeuter und wie sonst noch die Träger der Klassenherrschaft in Deutschland zu betiteln sein mögen — sie haben auch die Empfindung von dem, was bevorsteht, nur daß für sie ein Schrecken ist, was uns Freude und Genugtuung bereiten wird. Sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wie die künftige Mehrheit aussehen wird, wäre vollkommen müßig, aber das darf man annehmen: In zwei Jahren werden die Hungerzölle und die neuen Steuern die Deutschen so weit belehrt haben, daß die alte Brotwucher-Mehrheit endlich gesprengt wird.

In den fünf Jahren, die dann seit den letzten Wahlen verflossen sein werden, ist auf alle Fälle eine neue und bedeutende Zunahme der industriellen Arbeitskräfte vor sich gegangen. Die rein landwirtschaftliche Bevölkerung bildet schon lange eine Minderheit, sie wird noch mehr in die Minderheit kommen. Die Landwirtschaft kann ihre Arbeitskräfte nicht vermehren, eher werden dieselben durch den Maschinenbetrieb vermindert. Die außerordentlich starke Bevölkerungsvermehrung in Deutschland aber führt alljährlich der Industrie, dem Handel und den verwandten Betriebs- und Erwerbszweigen neue Massen von Arbeitskräften zu, von denen wiederum ein großer oder der größere Teil sich direkt oder indirekt der Bewegung der klassenbewußten Arbeiter anschließt. Diejenigen Arbeiterorganisationen, die noch unter dem Einfluß der herrschenden Klassen stehen, sind mißtrauisch geworden, und wenn sie sich auch äußerlich noch nicht losreißen und sich selbständig machen werden, so wird doch ein guter Teil bei den Wahlen den Leuten die Heeresfolge verweigern, die für neue Zölle und Steuern die Stimme in die Wagschale geworfen haben. Ohne Zweifel aber werden auch „christliche“ und ihnen verwandte Arbeitergruppen den Kandidaten diesmal recht unbequeme Bedingungen vorlegen, bevor sie ihnen die Stimme geben.

Eine ungeheure Mißstimmung hat unser Volk ergriffen und sie ist täglich im Wachsen mit der steigenden Lebensmittelteurung. Sie wächst täglich mit der Fahrkartensteuer, mit der Biersteuer und anderen Steuern. Sie wächst täglich mit den Erscheinungen der Klassenjustiz und mit den immer peinlicher werdenden Einschränkungen der persönlichen Freiheiten durch die Maßnahmen der Polizeibehörden. Sie wächst durch das brutale Vorgehen der Großkapitalisten in der Industrie, die auf jede selbständige Regung der Arbeiter gleich mit grausamen Aussperrungen antworten und durch ein solches Schreckenssystem die Organisationen der Arbeiter zertrümmern wollen. Sie wächst infolge des brutalen Benehmens der Junker, deren Uebermut keine Grenzen kennt und die das so schwer um sein Dasein ringende Volk bei jeder Gelegenheit verhöhnen. Sie wächst auch nicht zum mindesten durch die Kolonialskandale, bei denen das Volk sieht, für welch ein System es die ungeheuren Summen aufzubringen hat, die der Kolonialetat erfordert.

Hunderttausende von Kleinbürgern und Proletariern, die durch äußere Umstände verhindert sind, sich der großen Arbeiterbewegung offen anzuschließen, werden einen sozialistischen Stimmzettel in die Urne stecken, in dem Bewußtsein, ihren Drängern damit doch zu zeigen, daß diese auch nicht können, wie sie wollen.

So ist es von uns ganz gewiß keine Ueberhebung, wenn wir einen abermaligen großen Erfolg für uns erwarten; wir sehen ja die verschiedensten Faktoren vor unseren Augen dafür zusammenwirken.

Die große Arbeiterbewegung ist die einzige Hoffnung von Millionen und Abermillionen Menschen, und das ist es, was diese Bewegung unwiderstehlich macht.

Denn auch da, wo die Arbeiter noch so rückständig sind, daß sie glauben, ihnen könne und werde von den herrschenden Klassen geholfen werden, ist dieser Köhlerglaube in raschem Dahinschwinden begriffen.

Die Revolution in Rußland.

Russischer Argwohn gegen die deutsche Regierung.

Ein Petersburger Korrespondent schreibt dem „Vorwärts“ über die Stimmung des russischen Volkes gegenüber dem offiziellen Deutschland:

Die Presse und die öffentliche Meinung hören nicht auf, von der Einmischung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns in die russischen Angelegenheiten zu sprechen. Man darf sich aber wirklich nicht darüber wundern. Es ist schon kein Geheimnis in Rußland, daß, als sich die kaiserliche Yacht „Standard“ 15 Tage vor der Auflösung der Reichsduma in die finländischen Scheren begab, sie den Zaren und Trepow zu einer Zusammenkunft mit Wilhelm II. führte, der aufs entschiedenste empfahl, die revolutionäre Duma aufzulösen, und darauf hinwies, daß in der Politik Unentschlossenheit das Schlimmste sei. Es wird in eingeweihten Kreisen bestimmt versichert, daß die Regierung sich erst nach der Ermunterung und nach Versprechungen Wilhelms II. entschloß, die Duma aufzulösen. Ebenso bestimmt wird behauptet, daß in Peterhof keine wichtige Bestimmung ohne Rat aus Berlin getroffen wird und daß es unter anderem in der Stille der baltischen Gewässer empfohlen worden sei, den Belagerungszustand in Polen einzuführen. Der Zar hat auch bereits einen den Belagerungszustand in Polen einführenden Ukas unterzeichnet. Dieser Ukas wird streng geheim gehalten, und es ist jetzt dem Warschauer General-Gouverneur Skalon das Recht verliehen, nach seinem Gutdünken den Belagerungszustand zu verhängen. Kürzlich ist einem nahen Verwandten Skalons von diesem ein Brief zugegangen, in welchem Skalon schreibt, daß, wenn sich noch 15 Tage in Polen Anfälle auf Züge und dergleichen ereigneten, er den Belagerungszustand verhängen müsse. Der Warschauer Satrap beklagt sich darüber, daß er „diese Sünde (sic!) nicht auf sich nehmen möchte“, daß er aber dazu gezwungen wäre.

Es ist ferner beschlossen, ganz Rußland in acht Bezirke einzuteilen und an die Spitze eines jeden Bezirkes einen General mit unbegrenzter Vollmacht zu stellen. Es sind auch für diesen Zweck ganz bekannte Scharfrichter, wie Minn, Orlow (der Baltische), Meller-Sakomelsky, Rennenkampf, Mischtenko u. a., in Aussicht genommen.

Es ist nicht schwer zu sagen, wohin diese Politik des Verwüstens und der Unterdrückung des Landes führt, und die „Ruhe“, mit welcher sich die Regierung tröstete, beginnt schon zu schwinden.

*

Will der Zar abdanken?

Anschließend an die Gerüchte, der Zar wünsche abzudanken und die Regentschaft den Großfürsten Wladimir und Nicolaus zu übertragen, falls die reaktionären Mitglieder des Kabinetts Zugeständnisse an die Revolutionäre verweigern würden, druckt die „Pall Mall Gazette“ Auszüge aus einem neulichen Brief der Zarin an ihre englischen Cousinen ab, in dem sie die Befürchtung ausdrückt, das Unglück möchte hereinbrechen, bevor sie Rußland verlassen könnten. Sollte das Zarentum fallen, werde die russische kaiserliche Familie nach England übersiedeln. Seit der Ermordung des Großfürsten Sergius lebe die kaiserliche Familie in fortwährender Angst. Außer den englischen Dienstboten traue man niemandem im Palast. Als die Zarin jüngst in englischer Sprache mit einer Hofdame über die Vorbereitungen zu der Darmstädter Reise sprach, fand sich später auf dem Schreibtisch ein Zettel in russischer Sprache mit den Worten: „Ihr werdet Rußland nie verlassen.“

Aus Petersburg

wird berichtet: Bei der Festnahme mehrerer Anarchisten und Revolutionäre wurden Bomben mit starkwirkenden Sprengstoffen gefunden.

Der in Kronstadt verhaftete frühere Deputierte der Reichsduma Onipko und zwei Sozialrevolutionäre werden einem Kriegsgerichte übergeben werden.

*

Finland.

Der finische Senat hat an sämtliche Gouverneure des Landes den Befehl erteilt, der „Roten Garde“ bekannt zu geben, daß sie nicht länger bestehen dürfe und ihr von jetzt ab jede Betätigung untersagt sei. Ob das Erfolg haben wird, bleibt abzuwarten. Der Chef der „Roten Garde“, Kapitän Kock, wird eifrig von der Polizei gesucht. Sämtliche Polizeikammern sind von Helsingfors aus aufgefordert worden, nach ihm zu fahnden.

Die Bürgerwehr, die „Fleischhauergarde“, hat ihre Tätigkeit eingestellt, wie sie bekannt gab, weil Militär zur Unterdrückung der Unruhen herangezogen wurde, was durch ihr Eingreifen verhindert werden sollte.

Kapitän Kock hat sich in einer Unterredung dahin geäußert, daß der Aufruhr in Sveaborg infolge nicht vorauszusehender Umstände zu früh ausgebrochen sei. Er selbst habe sich dann verpflichtet gefühlt, den Massenstreik zu proklamieren. Sonst hätten die russischen Revolutionäre denken können, ihre finischen Brüder seien, nachdem sie für ihr eigenes Land, gestützt auf die Revolution in Rußland, Vorteile erreicht hätten, im stande, Verrat an ihnen zu üben. „Hätte nicht die Bürgerwehr eingegriffen, so hätten wir“, meinte Kock, „die Stadt bald in unserer Gewalt gehabt, und das wäre das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung im ganzen russischen Reiche gewesen.“ — Wie es in dem Bericht, den Stockholms „Social-Democraten“ von der Unterredung gibt, heißt, ist man auch in ganz Finland der Meinung, daß, wenn die Konstitutionellen sich nicht eingemischt hätten, jetzt überall die rote Fahne wehen würde.

Von der Weltbühne.

Podbielskis Rechtfertigung, die der Scherlsche „Lokal-Anz.“ unternahm, wird allgemein als sehr mißglückt betrachtet. Die „Germania“ z. B. erklärt dazu:

„Diese Darlegung des Herrn Ministers v. Podbielski erscheint uns weder erschöpfend, noch auch geeignet zu sein, als eine volle Rechtfertigung zu dienen. . . . Wir haben früher bereits auf jetzt noch bestehende Verbindungen des Herrn v. Podbielski zu der Firma Tippelskirch hingewiesen, z. B. auch auf das Immobilien-Syndikat; aber darüber erhalten wir in der „Darlegung“ des „Berliner Lok.-Anz.“ nicht den geringsten Aufschluß, nicht einmal eine Andeutung von dem Bestehen dieses Syndikats. Daß ihre Exzellenz die Frau v. Podbielski eine so tüchtige „Geschäftsfrau“ ist, um ihre Teilnahme an einem so großen Unternehmen ohne jede Beihülfe ihres Herrn Gemahls so geschickt kaufmännisch und mit so gutem finanziellen Erfolge zu verwerten, gereicht der Exzellenz gewiß zu großem — Nutzen. Herr v. Podbielski hat auch wohl — allerdings erst im Jahre 1900 und nicht schon zu der Zeit, wo er im Jahre 1897 Minister wurde — die Gütertrennung nicht deshalb eintreten lassen, weil er etwa befürchtete, die geschäftlichen Verbindungen seiner Frau könnten vielleicht zu einem Vermögensverfall führen. Es ist ja auch dafür gesorgt, daß die Frau v. Podbielski ihre Verbindlichkeiten im Jahre 1908 lösen kann und bis dahin läuft ja doch der Monopolvertrag mit der Firma Tippelskirch, der sicheren und großen Gewinn liefert. Diese „Gütertrennung“, auf welche Herr v. Podbielski sich beruft, wird in weiten Kreisen des Volkes doch nicht die günstige Deutung finden, die Herr v. Podbielski sich davon zu versprechen scheint. Man wird schließlich wohl auch fragen, wie hoch sich denn jetzt der Anteil bezw. der Gewinn der Frau v. Podbielski aus ihrer Verbindung mit der Firma Tippelskirch beläuft.“

Das ist deutlich genug. Aber Ehren-Pod hat Nerven wie Schiffstaue. Ihn bringt nichts aus der Ruhe, „so lang das Geld im Kasten klingt“. In jedem andern Lande wäre dieser Minister längst unmöglich geworden. Aber in Preußen-Deutschland lacht der geschäftskundige Schweinezüchter und Vertreter seiner Frau bei der Tippelskircherei alle Kritiker aus.

Es geht rasch vorwärts im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte unter dem Dreigestirn Absolutismus-Kapitalismus-Agrariertum. Vom „Konto K“ bis zur Affäre Fischer-Tippelskirch reiht sich Skandal an Skandal, und Panama ist längst übertroffen.

Die Einigung der bürgerlichen Parteien zur Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Döbeln ist nach übereinstimmender Mitteilung der „National-Zeitung“ und der „Deutschen Tageszeitung“ zu stande gekommen. „Die Vertreter der konservativen, freisinnigen, nationalliberalen, deutschsozialen Reformpartei, sowie der Bund der Landwirte haben den einstimmigen Beschluß gefaßt, den früheren nationalliberalen Abgeordneten von Leipzig-Stadt Prof. Dr. Hasse als gemeinsamen Kandidaten aufzustellen. Hasse hat die Kandidatur angenommen.“

Die „National-Ztg.“ hofft von diesem „Zusammenschließen des gesamten Bürgertums“, daß es „nunmehr gelinge, der Sozialdemokratie den Wahlkreis zu entreißen“. Die „Deutsche Tagesztg.“ hofft das natürlich auch, zumal ihr die Kandidatur Hasse ganz sympathisch sei. Aber vorsichtig bemerkt sie, ob diese Kandidatur zweckmäßig, könne erst der Wahltag lehren. Der wird nach unserer Ueberzeugung die bürgerlichen Parteien über die Nutzlosigkeit ihres Zusammenschlusses belehren.

Zur Immunität der Reichstagsabgeordneten. In der Untersuchungssache wegen Verletzung der Amtsverschwiegenheit, die gegen einige Beamte des Kolonialamtes angestrengt wurde, ist jetzt auch dem Genossen Ledebour eine Vorladung zur Vernehmung als Zeuge zugegangen. Da Ledebour sich zur Erholung in der Schweiz aufhält, konnte er der Vorladung nicht Folge leisten, hat aber, wie er dem „Vorwärts“ mitteilt, dem Untersuchungsrichter angegeben, an welchen Tagen im September oder im Oktober er zur Vernehmung disponibel sein würde. Anknüpfend daran hat unser Genosse dem Untersuchungsrichter dann noch folgendes geschrieben:

„Gleichzeitig gestatte ich mir aber die folgenden Bemerkungen Ihrer Erwägung anheimzustellen. Mir würde es an sich völlig unerklärlich sein, worin der Anlaß zu meiner Vorladung als Zeuge in einer „Strafsache gegen Goetz und Genossen wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses“ zu suchen ist. Aus den Zeitungen habe ich jedoch ersehen, daß in dieser Sache der Herr Reichstagsabgeordnete Erzberger als Zeuge vorgeladen und dabei einem Verfahren unterworfen wurde, das auch ich als eine Verletzung der Abgeordneten-Immunität auffasse. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß es sich bei der an mich ergangenen Vorladung um einen Versuch handelt, jenes Verfahren aufs Geratewohl auch auf andere Reichstagsabgeordnete auszudehnen, die koloniale Angelegenheiten im Reichstage behandeln. Ich halte es deshalb für zweckmäßig, um Ihnen und mir selbst eine überflüssige Mühe zu ersparen, von vornherein zu erklären, daß ich es grundsätzlich ablehnen würde, mich überhaupt auf eine Vernehmung einzulassen, die sich auf die Wahrnehmung meines Mandats als Reichstagsabgeordneter bezieht, da ich durch jedwede Konnivenz gegen eine solche Zumutung meine Pflicht gegenüber dem Reichstage, dessen Immunität jeder einzelne Abgeordnete zu wahren hat, gröblich verletzen würde.“

Die Verfassungswidrigkeit der Fahrkartensteuer stellt die „Voss. Ztg.“ fest. In der deutschen Reichsverfassung versprach der Artikel 45: Das Reich „wird namentlich dahin wirken, daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt werde“. Trotzdem hat man nun gerade von Reichs wegen eine Tariferhöhung vorgenommen; der Verfassungsartikel aber bleibt auch nach dieser loyalen Berücksichtigung unverändert bestehen. Selbst der konservative Abgeordnete Dietrich fand im Reichstag ein solches Vorgehen illoyal und bedenklich. Die spitzfindige Sophisterei, hier liege keine Tariferhöhung, sondern nur eine Steuer oder ein Stempel auf die Fahrkarte vor, ist hinfällig, denn die Fahrkarte ist ein Objekt im Herstellungswerte von etwa 0,3 bis 0,5 ₰, und darauf einen Reichsstempel von M. 8, d. h. vom 1600fachen Werte anzusetzen, wäre sinnlos. Die Fahrkartensteuer ist ein Tarifzuschlag, eine Tariferhöhung, verschieden abgestuft nach dem Fahrpreise, folglich auch keine Steuer auf die Fahrkarte als solche, die ihren Material- und Kartenwert je nach dem Fahrpreise durchaus nicht ändert. Deshalb ist die Fahrkartensteuer verfassungswidrig. Das Reich hat eine Fahrkartensteuer, amtlich Reichsstempel genannt, eingeführt, in Wirklichkeit aber eine Tariferhöhung vorgenommen. Welchen inneren Grund kann man dafür, außer der Plusmacherei, anführen? Für die vorliegende Steuer in der jetzigen Form gar keinen.

---

[8] (Nachdruck verboten.)

Hans im Glücke.

Roman von Henrik Pontoppidan, Uebersetzerin Mathilde Mann.

2. Kapitel.

Einer von den bekanntesten und geachtetsten Bewohnern von Nyhoder zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war der alte, pensionierte Oberbootsmann Oluffsen in der Melissenstraße. Jeden Vormittag, wenn die Turmuhr der St. Paulskirche elf schlug, konnte man seine hohe, magere, ein wenig gebeugte Gestalt aus der niedrigen Türe des kleinen, zweistöckigen Hauses treten sehen, dessen obere Wohnung er bewohnte, und einen Augenblick blieb er auf dem Bürgersteig stehen, um auf Seemannsart zu den Wolken emporzusehen und den Blick über die Dachfirste wie über die Takelage eines Schiffes laufen zu lassen. Er trug einen etwas verschossenen Ueberrock, in dessen Knopfloch man ein breites Dannebrogband sah. Auf dem weißen Kopf hatte er einen grauen Zylinderhut, und an der linken Hand, mit der er sich auf seinen Regenschirm stützte, einen alten, schrumpeligen Glacéhandschuh.

Den rechten Arm auf den Rücken gelegt, trippelte er dann langsam und vorsichtig die unebene Fliesenreihe entlang. Gleichzeitig ward seine Frau in dem Spion oben vor dem Fenster sichtbar, von wo aus sie ihn mit den Blicken verfolgte, bis er glücklich über den tiefen Rinnstein an der Ecke der Elenntierstraße gelangt war. In einer gelbgeblümten Nachtjacke und mit einer Papillote aus Zeitungspapier vor jedem Ohr stand sie da oben und genoß den Anblick seiner wohlgepflegten Person mit einer stolzen Selbstzufriedenheit, als sei er ganz und gar ihr eigenes Werk.

In dem Augenblick, wo der Oberbootsmann an der Nyhoder Wache mit dem hohen Galgen, an dem die Alarmglocke hing, vorüberkam, nahm er den Regenschirm in die rechte Hand, um mit der linken grüßen zu können, falls jemand von der Wachtmannschaft ihm militärische Ehren erzeigen sollte — etwas worauf er großen Wert legte und was er sich immer ganz genau merkte. Dann bog er in die Kamelstraße ein und nahm die Richtung nach dem Amalienborger Schloßplatz, wo er sich täglich zu dem Glockenschlag einfand, an dem die Wachtparade aufzog. Wenn er die Musik eine zeitlang angehört hatte, ging er zurück über die Große Königsstraße und durch die Bürgerstraße und weiter in die Stadt hinein.

Hier, wo er sich außerhalb seines ehemaligen Machtgebietes befand, wo ihn niemand als Oberbootsmann Oluffsen kannte, der den Dannebrogorden aus des Königs eigener Hand erhalten hatte, kurz, wo er ein ganz gewöhnlicher Spaziergänger war, dem die Leute ungestraft gegen den Ellenbogen rennen konnten — hier sank er unwillkürlich ein wenig mehr in Rücken und in den Knien zusammen, während er etwas ängstlich auf seinen schmerzenden Füßen zwischen den eilig vorüberstürzenden Menschen dahinhumpelte. Weiter als bis an die Kaufmacherstraße ging er niemals. Was jenseits dieser Straße lag, war für ihn nicht das richtige Kopenhagen, sondern eine Art Vorstadt, die so abgelegen war, daß er nicht begreifen konnte, wie jemand dort wohnen wollte. Die Adel- und die Bürgerstraße waren in seinen Augen die Hauptadern der Stadt; und im übrigen war es die Gegend um die Grünestraße, die Schwärzestraße und die Regenstraße zusammen mit der Zollbude und dem Werder, die seine Welt bildeten. Wenn er auf seinem Spaziergang bis zu dem letzten Bürstenbinder in der Antonigasse gelangt oder in Mansell Jordans Leihbibliothek in der Schinderstraße gewesen war, um ein Buch für seine Frau umzutauschen, kehrte er um und ging nach Hause.

Gewöhnlich währte es jedoch noch ein paar Stunden, bis er wieder in der Melissenstraße anlangte. Es war nämlich seine Angewohnheit, sich an alle Straßenecken zu stellen, um die hier zusammenfließenden Ströme von Menschen und Wagen zu beobachten. Namentlich hatte er trotz seiner 80 Jahre und seiner Lebaugen einen weitschauenden Blick für alle Dienstmädchen und namentlich für solche, die mit bloßen Armen gingen. Geschah es, daß eine von ihnen im Vorübergehen dicht an ihm vorbeistrich, so flüsterte er ihr irgend eine Liebeserklärung zu und eilte dann, gesenkten Hauptes, kichernd davon.

Hierzu kam noch, daß er notwendigerweise auch noch einen Augenblick vor den Ladenfenstern stehen bleiben mußte, um die ausgestellten Waren zu betrachten und sich die Preise einzuprägen, von den Unterbekleidungsgegenständen des Wollwarenhändlers an bis zu den Diamantgeschmeiden des Goldschmieds — nicht weil er die Absicht gehabt hätte, gelegentlich einen Einkauf von diesen Dingen zu machen (daran war er schon allein durch den Umstand verhindert, daß seine Frau, die seine Schwäche für das weibliche Geschlecht kannte, ihm niemals den Verkehr mit Geld anvertraute), aber mit seinen leeren Taschen gewährte es ihm eine Befriedigung, in die Läden zu gehen und sich an der Höflichkeit der Geschäftsleute zu weiden, sich die verschiedenen Waren vorlegen zu lassen, nach dem Preise der kostbarsten zu fragen und dann mit dem Bescheid weiterzuhumpeln, daß er „von sich hören lassen werde“.

Den Nachmittag verbrachte der Oberbootsmann daheim in seiner Wohnstube — „dem Saal“, wie dieser Raum in der Nyhoder Sprache hieß — einem kajütenähnlichen, niedrigen Zimmer mit einer Reihe kleiner Fenster nach der Straße hinaus. Hier saß er in Hemdsärmeln, die Mütze auf dem Kopf, an einem der Fenster und beobachtete stundenlang die Scharen halbzahmer Krähen draußen aus den Anlagen, die auf dem Dachfirst der gegenüberliegenden Häuser krächzten oder unten auf dem Pflaster um die Kehrichteimer, die zu dieser Zeit des Tages noch vor allen Türen der stillen, leeren Straßen aufgestellt standen, Krieg führten. Hin und wieder zog sich eine förmliche Haut über seine verblichenen Augen, der Kopf sank dann langsam auf die Brust und der Mund rundete sich.

„Nun sitzt Du wieder da und kochst Erbsen, Vater!“ sagte seine Frau, auf ein eigenartiges Brummen anspielend, das der Oberbootsmann von sich gab, wenn der Schlaf im Begriff war, ihn zu übermannen. Sie hatte ihren festen Nachmittagsplatz auf einem niedrigen Stuhl an dem Ofen, wo sie saß und strickte, indem sie gleichzeitig in einem zerlumpten Roman las, den sie vor sich auf den Knien liegen hatte, und dessen Blätter sie mit dem Ellenbogen umwendete, um ihre Strickerei nicht zu unterbrechen. In dem Nebenzimmer nach dem Hofe hinaus, zu dem die Türe offen stand, pflegte ein junges, blondes Mädchen, die Pflegetochter Trine, zu sitzen und zu nähen. Da drinnen im Fenster stand ein Bauer mit einem Kanarienvogel, der auf seinem Stock hüpfte.

Madam Oluffsen war beinahe ebenso groß wie ihr Mann, hatte dazu eine Gestalt wie ein Gardekavallerist, ja sogar eine Andeutung von einem grauen Schnurrbart auf der Oberlippe. Wenn sie am Vormittag in ihrer großgeblümten Nachtjacke und ihren Papilloten aus Zeitungspapier umherging, war sie nicht anziehend; wenn sie aber nach Tische das Schnürleibchen und ihr schwarzes Merinokleid angezogen und ihren halbkahlen Scheitel unter einer veränderten Haube verborgen hatte, aus der jetzt sorgfältig geordnete Löckchen an den Schläfen hervorquollen, und sich beinahe kokett von den völlig verblühten Wangen abhoben, so konnte man sehr wohl verstehen, was sich die Bewohner von Nyhoder von ihrer einstmaligen Herrlichkeit erzählten.

Es war überhaupt ein schönes Paar gewesen, sie und der Oberbootsmann. Und auch ein glückliches Paar war es gewesen. Wenn auch der Oberbootsmann das sechste Gebot nicht immer ganz strenge gehalten hatte, so war dafür die Madam um so treuer für sie beide gewesen, obwohl es ihr in ihren jungen Jahren nicht an Versuchern gefehlt hatte. Wenn man dem Gerücht Glauben schenken konnte, so hatte sogar einer der Prinzen des Hofes, der immer auf Raub nach jungen Nyhoderfrauen ausging, deren Männer sich auf der großen Reise befanden, ihr eines Abends an der Ecke der Hafenstraße aufgelauert und ihr, nachdem er sich ihr zu erkennen gegeben, ein galantes Anerbieten gemacht. Sie hatte einen Knicks gemacht und die Augen niedergeschlagen und war ihm dann schweigend in eine der dunklen, einsamen Alleen hinter dem Wall gefolgt. Aber hier in der Einsamkeit hatte sie plötzlich die kleine, welke Hoheit übers Knie gelegt und ihm aus Leibeskräften eine Tracht Prügel verabfolgt, die nicht die erste Züchtigung war, die ihm eine gekränkte Nyhoderfrau hatte zu teil werden lassen, sicher aber die kräftigste.

Das mitbürgerliche Ansehen, dessen sich dies alternde Ehepaar erfreute, war also alten Datums, und ihr Haus war noch immer ein beliebter Sammelplatz für verschiedene von den Standespersonen Nyhoders. In nicht vielen Nyhoderhäusern entfaltete sich eine Geselligkeit wie bei den beiden Alten in der Melissenstraße. Außer den gewöhnlichen Kirchenfesten und den sogenannten Buß- und Bettagen, die überall in der Christenheit mit fetten Speisen und warmem Punsch festlich begangen werden, feierten sie eine unendliche Reihe von Familienereignissen und jährlich wiederkehrenden Gedenktagen privater Natur. Da war zum Beispiel der Jahrestag von des Kanarienvogels Peters Einverleibung in die Familie; da war das Erinnerungsfest für die große Zehe des Oberbootsmannes, die einmal vor vielen Jahren wegen Knochenfraßes abgenommen war. Vor allen Dingen aber war da Madam Oluffsens Schröpftag, der bei Herannahen des Frühlings eintraf, wenn Wärme in die Luft kam, und der durch ein Schokoladenfrühstück für den die Operation ausführenden Barbier eingeleitet wurde.

(Fortsetzung folgt.)